



[Nachdruck verboten.]

Herbstblüthe.

10)

Roman von Clarissa Lohde.

„Das fürchte nicht! Ihm ist es nur um Geld und Gewinn zu thun. Wenn man ihm Alles besser auseinandersetzt, als es schriftlich möglich war, wer weiß, ob er nicht auf einen Vergleich einginge?“ fuhr Elli weiter fort.

„Wenn Du es durchaus willst, versuche es! So lange wir keine Sicherheit geben können, und das ist ja ausgeschlossen, wird er auf nichts eingehen,“ erwiderte der Rath.

„Wenn Du ihm Deine Lebensversicherung als Pfand anbötest?“

„Niemals, Elli. Führe mich nicht in Verjuchung! Soll ich Euch als Bettler zurücklassen? Laßt mich doch wenigstens mit dem Bewußtsein sterben, daß Ihr vor der äußeren Noth geschützt seid.“

Elli sprang auf. Sie trat dicht vor dem düster vor sich Hinblickenden:

„Papa!“ rief sie erschreckt. „Woran denkst Du?“

Er hob den Kopf und sah ihr lange, lange in das bleiche zu ihm aufblickende Antlitz.

„Daß ich nichts unversucht lassen werde, meine arme liebe Elli, um Dir Kummer und Leid zu ersparen — nichts —“

Sie wagte nicht, weiter zu fragen. Aber ihre Augen sprachen deutlicher, als die Lippen es vermocht hätten, von der inneren Angst, die sie erfüllte. Das tröstende Wort jedoch, das sie erhoffte, blieb ungeprochen. Der Rath schüttelte nur unmerklich den Kopf; dann wandte er sich zu seinem Schreibtisch, und sich dort niederlassend, sagte er, Elli mit einer freundlichen Handbewegung verabschiedend:

„Ich habe noch zu arbeiten. Uebrigens thue, was Du für gut hältst. Ich lasse Dir ganz freie Hand.“

10.

Der Präsident ging unruhig in seinem großen, prächtig eingerichteten Kabinett auf und nieder. Auf dem in der Mitte des weiten Raumes stehenden Schreibtische lagen eine Menge Papiere, Akten und Briefschaften ausgebreitet. Der Schreibtisch, ein reichgeschmückter Sessel mit hoher Lehne, war wie in Hast zurückgeschoben. In dem großen, mit allerhand Kunstwerken geschmückten Marmorkamin brannte ein helles Feuer; bequeme Sessel standen herumgereiht, Tischchen mit verschiedenen zierlichen Rauchentwürfen daneben. Von den hohen, mit unzähligen Büchern gefüllten Regalen sahen die Büsten der Männer der Wissenschaft ernst hernieder. Hier die großen Rechtslehrer und Staatsmänner, dort Gelehrte, Philosophen und Dichter. Schwere seidene Vorhänge fielen zur Seite der Fenster hernieder, die Mitte freilassend, durch die das Licht eines heiteren Märzmittags hereinstrahlte, die edle Vornehmheit des Gemaches deutlich hervorhebend.

Eben hatte er ein längeres Gespräch mit dem Referendar Hübner beendet, der mit weltmännischer Verneigung sich vor wenigen Minuten erst von ihm verabschiedet und das Haus verlassen hatte. Das Resultat der Unterredung war ein negatives gewesen. Der Präsident hatte dem jungen Manne zu erwägen gegeben, ob er die Anzeige gegen seinen Vorgesetzten, den Rath Bodin, nicht aus Rücksicht auf dessen Alter und Eigenschaft als Familienvater zurückziehen, ob er sich nicht damit begnügen wolle, wenn er, der Präsident, die Sache beizulegen, den Rath zu einer Entschuldigung veranlassen suche.

Es käme auf die Art der Entschuldigung an, hatte der Referendar erwidert. Jedenfalls müßte sie in demselben Lokale, in Gegenwart aller der Personen erfolgen, die der unliebamen Scene beigewohnt hätten, und in der Form, die er vorschreiben werde.

„Legen Sie dem alten, starren Manne nicht zu Schweres auf.“

„Herr Präsident, ich bin schwer beleidigt worden,“ war des jungen Mannes mit erhobener Stirn gegebene Antwort gewesen.

„Ich muß auf meiner Forderung bestehen: entweder eine mir genügende Ehrenerklärung, oder, da ein Duell unter den obwaltenden Umständen ausgeschlossen ist, die Entscheidung des Disziplinarhofes, der darüber zu befinden haben wird, ob ich eine Indiskretion begangen habe, die solche brutale Ahndung verdient. Für alle meine Mittheilungen, die, wie die Zeugen befunden werden, ohne Namensnennung und in einem geschlossenen vertrauten Kreise gemacht worden sind, bin ich bereit, den Wahrheitsbeweis anzutreten.“

„Was Sie aber nicht thun werden, Herr Referendar,“ hatte ihn der Präsident unterbrochen, „da es sich um eine in der Gesellschaft verkehrende, Ihnen bekannte Familie handelt.“

Ein Achselzucken war die Antwort gewesen, und die Bemerkung hinzugefügt worden: „Die ganzen fatalen Verhältnisse der Familie Bodin sind viel weiter bekannt, als Sie ahnen, Herr Präsident. Wäre das nicht der Fall, so hätte ich in der That eine Indiskretion begangen, die ich mir selbst niemals verzeihen würde.“

Damit war die Unterredung abgeschlossen worden.

Die Sache stand nun so:

Der Rath mußte entweder eine ihn im höchsten Grade demüthigende Erklärung abgeben, die, wenn er sich dazu entschloß, sein Verbleiben im Richterkollegium unmöglich machte, oder aber die Disziplinaruntersuchung wurde eingeleitet, deren Ausgang auf alle Fälle zweifelhaft war und Dinge an die Öffentlichkeit bringen konnte, die die Familie aufs Aeußerste kompromittiren mußten, sofern sie sich wirklich als wahr erweisen sollten. Davon wollte er sich jetzt überzeugen.

Er erwartete jeden Augenblick Ellis Erscheinen und hatte befohlen, sieogleich hereinzuführen. Wenn irgend möglich, wollte er, schon um Ottomar's willen, ihrem Vater helfen; aber dazu mußte er ganz klar sehen. Von Ellis Offenheit würde Alles abhängen. Sein Vorurtheil für sie war ein durchaus günstiges; ja er gestand sich, daß er für das eigenartige junge Mädchen ein Interesse hege, das ihn selbst befremdete. Wie ein Zauber ging es von ihr aus, von dem er sich in ihrer Gegenwart völlig eingenommen fühlte. Eben deshalb gelobte er sich, die größte Vorsicht zu betrachten. Wenn er sich doch täuschte! Und wie oft täuscht die süßeste unschuldigste Miene. Ein Richter muß vor Allen gerecht sein, das war seine erste und vornehmste Aufgabe, die ohne Ansehen der Person erfüllt werden mußte. So hart er sich innerlich aber auch zu machen suchte, als Elli nun wirklich eintrat und er in das sanfte, liebe, kummervolle Gesicht, die klaren und doch so melancholischen Augen sah, da schwand jede Erwägung vor dem einen ihn ganz erfüllenden Gefühl eines tiefen Mitleids.

„Sind Sie nicht wohl?“ fragte er besorgt, sie mit ritterlicher Artigkeit zu einem der Stühle am Kamin geleitend. „Sie sehen sehr angegriffen aus.“

„Ich danke Ihnen, Herr Präsident, ich bin ganz wohl, nur etwas beunruhigt.“

„Sie zittern ja, liebes Kind,“ sagte er, ihre Hand ergreifend und sie ermunternd drückend. „Haben Sie Furcht vor mir?“

Sie zwang sich zu einem Lächeln, das das bleiche Gesichtchen um so trauriger erscheinen ließ.

„Ein wenig“, fuchte sie zu scherzen. Aber der Scher wollte nicht recht gelingen. Sie pregte die Lippen zusammen und sah dem ihr Gegenüberstehenden bekümmert, erwartungsvoll in die Augen.

„Also doch Furcht! Die sollten Sie nicht haben. Wissen Sie nicht, daß ich Ihnen wohl will?“

„Doch“, rief sie nun warm. „Ich weiß, daß Sie ein edles, gütiges Herz besitzen —“

„Das selbst schon so viel der Schmerzen getragen hat“, fügte er hinzu, „daß es Anderer Kummer zu begreifen mag. Sie thun mir herzlich leid, liebe Elli —“

Es kam ihm fast gegen seinen Willen, daß er sie Elli nannte; nun aber einmal geschehen war, ließ es sich nicht ändern. Und war sie denn nicht seine Nichte, oder würde es werden, die er ein Recht hatte, so zu nennen?

Sie sah ihn dankbar an für seine freundliche Anrede, die sie im Geiste Ottomar näher brachte, und entgegnete ernst:

„Ja, ich bin sehr unglücklich, Herr Präsident, unglücklicher, als sie glauben.“

„Vielleicht weiß ich doch mehr von Ihnen, als Sie voraussetzen, liebes Kind. Sie ahnen vielleicht, warum ich Sie zu mir gebeten habe?“

Sie nickte:

„Um meines Vaters willen. O, Herr Präsident“, sie hob mit stehender Geberde die Hände zu ihm empor, „ist es wahr, daß gegen meinen armen Vater eine Disziplinaruntersuchung eingeleitet werden soll?“

„Leider, liebe Elli. Ihr Vater hat sich von seiner Heftigkeit hinreißen lassen. Referendar Hübner war eben bei mir; er ist entschlossen, die Anzeige einzureichen, wenn Ihr Herr Vater sich nicht zu einer von ihm zu dikirenden Abbitte verstehen will.“

Elli ließ bekümmert den Kopf sinken:

„Das wird er nie! Mein Vater ist von Herzen sehr, sehr gut, aber von starrem Charakter. Er glaubt sich im Recht.“

„Wissen Sie, daß er sich zu Thätlichkeiten gegen den Referendar hat hinreißen lassen?“

„Ich weiß es, seit gestern erst. Ich konnte, mochte ihn nicht nach dem schrecklichen Vorfall fragen.“

„So werden Sie auch begreifen, daß der Referendar zu seiner Forderung berechtigt ist.“

„Mein Vater ist ein alter, von schweren Sorgen niedergedrückter Mann“, sagte sie leise, die Hände in einander schlingend, „und der Referendar so jung, er sollte deshalb Nachsicht üben.“

„Das habe ich ihm auch vorgehalten. Doch er meint, auf Weiteres nicht eingehen zu können. Ich werde Ihrem Herrn Vater davon Mittheilung machen müssen und kann ihm, wenn er zu der verlangten Abbitte nicht zu vermögen sein sollte, nur rathen, seinen Abschied einzureichen.“

Elli war todtenbleich geworden.

„Das kann mein Vater nicht, Herr Präsident!“

Und doch ist es die einzige Möglichkeit für ihn, sich unangenehmen Oventualitäten zu entziehen, deren Tragweite noch nicht zu übersehen ist.“

„Herr Präsident“, sagte Elli mit niedergeschlagenen Augen, „wir sind arm. Mein Vater kann vorläufig sein volles Gehalt nicht entbehren.“

„Wenn es aber sein muß, liebe Elli? Es geht Alles, sobald man es nur ernstlich will.“

Ein peinerfüllter Blick aus des jungen Mädchens Augen traf ihn.

„Für einige Jahre noch, Herr Präsident“, stotterte sie, „wäre es wirklich unmöglich?“

„Das heißt“, fiel ihr der Präsident jetzt ernst in's Wort, „Ihr Vater hat noch Schulden zu bezahlen. Wissen Sie denn, daß man bei mir deshalb schon Maaß geführt hat?“

„O, auch das noch“, stöhnte Elli jetzt auf. „Wenn man meinen Vater verklagt, thut man ihm unrecht, Herr Präsident. Mein Vater hat nie Schulden gemacht.“

„Und wer denn?“

Sie wandte sich ab und schwieg.

„Ihr Schweigen sagt genug“, hob der Präsident nach kurzer Pause wieder an, mit mitleidigem Blick die in sich zusammengefunkene Gestalt des Mädchens umfassend. „Im Grunde ist es auch gleich, wer die Schulden gemacht hat. Es handelt sich allein darum, ob sie beglichen werden können.“

Wieder schlug Elli die Augen nieder.

„Leider ist es vorläufig nicht möglich“, entgegnete sie, „und wird es nie sein, wenn die Einnahmen sich noch verringern sollten.“

Der Präsident erhob sich und durchmaß gedankenvoll einige Augenblicke das Zimmer. Er war reich; wie oft hatte er große Summen zu wohlthätigen Zwecken, an bedürftige Verwandte gegeben? Warum nicht hier helfen, dem armen Kinde dort die Thränen von den Augen trocknen? Aber wie? Wie helfen, ohne zu verletzen?

„Haben Sie keine Freunde, die für Sie eintreten könnten?“ fragte er, vor Elli stehend bleibend.

„Das wohl; aber Papa weist jede Hilfe von fremder Hand zurück.“

„So, so, und Sie denken ebenso, wie Ihr Vater?“

„Ich kann nichts gegen seinen entschiedenen Willen.“

„Aber was soll dann werden?“ stieß der Präsident hervor.

„Ich weiß es nicht“, sagte sie, und die Thränen rannen ihr wider Willen die Wangen herab. „Noch werde ich einen letzten Versuch machen, eine Einigung zu erzielen.“

„Sie? Was können Sie zur Tilgung der Schulden thun?“

„Arbeiten“, sagte sie ernst. „Wenn man mir nur vertrauen wollte, ich würde soviel verdienen, daß ich die Abzahlungen leisten könnte, und sollte ich Tag und Nacht arbeiten.“

„Armes Kind, Sie wissen nicht, was Sie sagen. Doch genug, ich will Sie heute nicht weiter quälen. Versprechen Sie mir nur eins —“

Er legte die Hand unter Ellis Kinn und sah ihr tief in die Augen.

„Was, Herr Präsident“, fragte sie gerührt. „Ich verspreche Ihnen Alles, was Sie wollen, was ich versprechen darf, ohne gegen das direkte Verbot meines Vaters zu handeln. Sie sind so gütig gegen mich!“

„Vertrauen Sie Ihren Kummer Niemand an als mir, selbst meiner Schwester, selbst Ihrer Freundin Irmgard Luzen nicht. Sie kennen die Welt nicht. Sie ist schlechter, als Ihre reine Seele ahnt. Ob und wie ich Ihrem Vater helfen kann, weiß ich noch nicht. Aber ich werde mein Möglichstes thun, ihn aus dieser bösen Affaire zu befreien, natürlich mit Ihrem Beistand. Was aber geschieht, das muß unser Geheimniß bleiben, selbst dem Vater gegenüber zu seinem Besten. Wollen, können Sie mir das versprechen?“

Aus ihren Augen leuchtete ein warmer Strahl.

„Ja“, entgegnete sie ernst, „ich verspreche es und danke Ihnen von Herzen. Gott möge Sie für Ihre Güte segnen.“ Und ehe er es sich verah, preßten sich zwei junge Lippen auf seine Hand.

Dann wandte Elli sich rasch, und die Thür schloß sich hinter ihrer schlanken Gestalt, ehe er recht zur Besinnung gekommen war.

(Fortsetzung folgt.)

Straßenbilder aus Teheran.

Ob schon die großen Städte des Orients in ihrem Aussehen Vieles gemeinsam haben, die Bazare, die Minarets, die Lehmbütten, die engen, schmutzigen Straßen, die Bettler, die vielen Pringen und Excellenzen, so bietet doch jede, auch in diesem allgemeinen Rahmen, ihre Besonderheiten, wie es der Unterschied der Nation, der Race und auch der Religion mit sich bringt.

In Teheran merkt man schon die größere Nähe Central-Asiens; Belutschistan, Afghanistan, Buchara, Samarkand und Indien haben hier ihre Vertreter wie Transkaukasien, Kurdistan und Mesopotamien.

Achtet man in den Straßen, in den Bazaren auf diese Gäste, so erkennt das geübte Auge bald den intelligenten Afghanen mit seiner weißen, zuckerhutförmigen Kopfbedeckung, um welche in halber Höhe ein buntes Tuch gewunden ist; dort schreitet ein Turfomene eckig durch den geschmeidigen Strom der Perser, auf dem kräftigen Kopfe die breite, flache, ungefüllte Schaffellmütze; auf edlem Roß, in vornehmer Haltung, begegnet uns der tief gebräunte Araber, mit wehendem, gelbrothem Kopftuch. Reiter mit schönen Pferden sind nicht selten in den Straßen, aber eine schöne Figur macht der Perser zu Pferde nicht. Sieht man die krumme Haltung des Oberkörpers, die abfallenden Arme, die zurückgeschobene Kulla (Lammfellmütze), den blauen oder braunen Taillenrock, die weite, über den Halsbändern flatternde Hofe, so denkt man unwillkürlich: „Der Knecht hat besiegten des Herten Roß.“ Meistens ist das auch richtig. Der vornehme Perser reitet nicht, sondern fährt in geschlossenem Wagen, von mehreren Dienstreitern begleitet, durch die Straßen. Rückwärtslos saulen

diese Kaleschen durch die sich drängende Menge der Fußgänger; Awerda, Awerda (Achtung) schreit der Borreiter und haut nach rechts und links mit der Peitsche eine Gasse durch die Maulthier- oder Esel-Karawane. Oft wird ein breit beladenes Thier von den Nädern erfasst, die Last fliegt in den Schmutz, der Treiber schimpft, der Kutsher wütht ihm noch eins mit der Peitsche aus, und weiter geht's, Jallah, vorwärts!

„Wohin zieht die Menge im bunten Gedränge?“ Zum Bazar, zur Moschee, zum Theehause, zur Eisenbahn, zum Thore hinaus. Der Kaufmann im langen braunen Mantel, mit weißem, seidnenem Turban, der zweibeinige und der vierbeinige Lastträger streben nach dem Labyrinth der überdeckten Kauf- und Werk-Hallen. Unglaublich ist die Menge der Waaren, die dort hinein und herausgetragen wird. Lastwagen sind so gut wie unbekannt; Kameele, Maulthiere, Esel und Hamals (Träger) sind die Beförderungsmittel in der Stadt. Die armen turkmenischen Hamals müssen Einen dauern, wenn man sie, mit Lasten von 150 bis 200 Kilo auf dem Rücken, tiefgebeugt durch das Gewoge forttragen sieht. Dabei haben diese Leute einen Tagelohn von nur 1 1/2 bis 2 Kran = 70 bis 80 Pfennig nach unserm Gelde. Jener Mollah schreitet würdevoll, mit auf der Brust gekreuzten Armen der Moschee zu. Sein violetter mächtiger Turban, sein weißes Untergewand, sein wallender brauner Mantel zeichnen ihn durch des Schneiders Kunst — seine scharf gebogene Nase, der wohlgepflegte schwarze Bart — durch der Natur Günstigkeit vor den andern aus. In sein weißes Unterkleid noch durch einen grünseidenen Gurt gehalten, so erkennt ein jeder, daß er ein Saneb, ein direkter Nachkomme des Propheten Ali ist. Diese grün Segürteeten sind übrigens gar nicht so selten, auch unter dem gewöhnlichen Volke findet man sie; man darf wohl mit Recht zuweilen an der Echtheit des Stammbaumes zweifeln.

„Horch, wie schallt's dorten so lieblich hervor.“ das ist der kleine Hassan, der am Eingange des Theehauses sitzt, der Lockvogel des klugen Wirthes. Welch' ein kostbares Kercheln! Hell und glockenrein ertönt seine Stimme, er trillert wie eine Lerche und sieht so vergnügt daren, wie die verkörperte Heiterkeit des menschlichen Lebens. Ihm gegenüber auf der andern Seite der Straße sitzt auf einem Tische ein Anderer, der mehr des Lebens Ernst darzustellen berufen scheint. Es ist ein persischer Soldat. Seine schwarze Kulla trägt den persischen Löwen, hat einen karminrothen Deckel und ist mit Sturmband versehen; es ist das beste Stück seiner Ausrüstung. Der dunkelblaue Waffenrock, nach europäischem Muster, ist ihm zu weit, und am Aermel und auf dem Rücken schaut das Unterjutter naseweis hinaus; die mit breiter, rother Generalsbise besetzte blauleinene Hose hängt schlatternd um die Beine, und unten haben Kette und Einchlag des Webers ihre einstige Verbindung gelöst, um Franzen mit einander zu spielen. Strümpfe hat er nicht, und das Fußzeug ist eigenes Wachsthum. Dieser unbewaffnete, traurige Sohn des Mars ist in seinen Mußestunden königlich privilegirter Bantier, d. h. Geldwechsler. Der persische Kran gilt 20 Schahis. Für einen Silberkran giebt aber der Soldat-Bantier 21 Schahis in Kupfer und bekommt von den Kaufleuten des Bazars 22 Kupfer-Schahis dafür wieder. Solche Geldwechsler trifft man an allen Ecken und Plätzen. Auf diese Weise bringt man hier den Sold der bewaffneten Macht mit Leichtigkeit auf.

Noch andere Gernerbetreibende findet man an den Ecken postirt, Streichholzverkäufer und Bettler, unter letztern besonders das weibliche Geschlecht (Jüdinnen) und Kinder. Soweit der, wie es scheint für jeden begrenzte, Bezirk reicht, wird der Europäer von ihnen mit Geschrei verfolgt: Salamát baschi, salamát baschi, bei Jesus, dem Sohne der Maria, gieb mir! Eine andere Art von Bettlern treibt ihr Wesen unter Namen und Maske eines Dervischs. Die wirklichen Dervische, mohamedanische Philosophen, die Alles annehmen, um Alles zu verstehen, die zu tiefer Verachtung des irdischen Lands gelangten, sind selten geworden. Doch ihr äußeres Gebahren haben viele ihnen abguckt. Der Bettler-Dervisch schreitet langsam mit beiden Händen an seinem langen, schmucklosen Stock hängend, von Zeit zu Zeit Baugen machend, durch die Straßen. Sein trüb schwärmerisches Auge in die Ferne oder nach oben richtend, leuchtet er tief und stößt zuweilen einen durchdringenden Ruf aus: Allah — Ja Ali — Allah hah — stets mit tiefem Brulsten beginnend, und mit scharfer, kurzer Markirung der letzten Silbe. Sein Gesicht umrahmt ein weicher Spitzbart, lange schwarze Locken hängen über die Stirn und fallen auf die Schultern herab. In seinem Gewande fangen sieben Ragen keine Mäus, es ist sehr schmutzig, aber die ganze Erscheinung höchst malerisch. Mancher Dervisch trägt am Arme einen kleinen Behälter in Form eines Nachens. In ihm bewahrt er Brod, Rosinen,

Apfelfinen oder dergleichen, die er den Vorübergehenden als Geschenk anbietet, um dagegen einige Kupfermünzen einzutauschen. Natürlich ist das ein Wurf mit der Wurfl nach der Speckseite.

Donnerstags und Freitags ist stets eine große Völkerverwanderung nach dem Thore von Schah Abdul Azim zu bemerken. Dort beginnt nämlich die Landstraße, welche nach dem etwa 15 Kilometer südlich von Teheran liegenden gleichnamigen Gebetsort führt. Auch die einzige Eisenbahn, welche Berien besitzt, verbindet die Hauptstadt mit jenem Anziehungspunkte der frommen Schiten, und diesen Pilgern verdankt sie ihre Einträglichkeit. Wer nicht die Bahn benutzt, reitet zu Pferde oder auf Schusters Klappen; persische Frauen im weiten faltigen, dunkelblauen Mantel, weißem langen Schleier und grünen oder violetten Plüderhosen reiten nach Männer-Art auf Maulsejeln. Andere Lastthiere tragen rechts und links je eine mit rothem Plandtuche überzogene Kiste, in denen ebenfalls Frauen und Kinder befördert werden. Neugierig lugen die Ewastöchter, bei seitwärts geschobenem Schleier, durch die Vorhänge, um sofort vorchriftsmäßig zu verschwinden, wenn ein Europäer naht. Der Herr und Gebieter reitet in der Nähe und überwacht eiferrüchtig die Kisten mit seinen besseren Hälften.

Neigt sich am Abend die Sonne, so entvölkern sich die Straßen und Plätze der Stadt sehr schnell. Eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang betet der gewissenhafte Schit sein Namaz und zieht sich in das Aenderum, das Innere seiner Behausung zurück. Herrlich strahlen die im Hintergrunde der Stadt sich erhebenden, mit Schnee bedeckten Gipfel des Elburs. Mit blauen, violetten, rosarathen, purpurnen Schleieren schmückt wechselnd die scheidende Sonne diese einsamen, erhabenen Berariefen, zuletzt sie im grauen Dämmerlicht zurücklassend. Der Abendstern zieht herauf, in den Straßen wird es dunkel und für kurze Zeit still. Bald beginnt dann das Regiment der umgähligten herrenlosen Straßenhunde; es entzündet ein neuer Kampf um's Dasein. Geheul und klägliches Wimmern tönt durch die Nacht, die von keiner Laterne erhellt wird. Hier und da huscht ein menschliches Wesen mit einem Lampion durch das Dunkel und ein vom Optim berauschter Dervisch sucht unter tiefem Stöhnen und unheimlichen Allah hah noch einen Schlupfwinkel für die Nacht zu erreichen.

Allerlei.

Ein von Ameisen zerstörtes Kabel. Im Juli 1894 war von der Stadt Hai-phong in Tonkin an einem der Mündungsarme des Nothen Flusses (Song-foi) ein Telegraphenkabel gelegt worden. Schon in den ersten Tagen des Jahres 1895 zeigten sich Schäden, die mehr und mehr zunahmen, sodass in der ersten Hälfte dieses Jahres ein Ersatz nötig wurde. Das Kabel hatte also, obgleich es sorgfältig angefertigt und gut gelegt war, kaum einem zweijährigen Gebrauche genügt. Man sollte meinen, daß die Herstellung des Kabels jede Beschädigung hätte anschießen sollen. Es war fast in seiner ganzen Länge in Cement getaucht und enthielt drei Leitungsdrähte, deren jeder aus sieben Kupferfäden bestand, die von abwechselnden Schichten von Guttapercha und Chatterton eingehüllt waren. (Chatterton nennt man eine Mischung von Theer, Harz und Guttapercha.) Die drei Leitungsdrähte waren mit drei gegerbten Schnüren, welche die Zwischenräume ausfüllten, in ein Seil zusammengedreht. Ein Postler von gegerbtem indischen Hanf rollte sich spiralförmig über den so gebildeten Cylindrer. Zwei ebenfalls gegerbte baumwollene Bänder hielten, in entgegengesetzter Richtung gewickelt, das Ganze zusammen. Endlich war das so zubereitete Kabel in eine Bleiröhre eingeschlossen. Es war nicht anders denkbar, als daß irgend ein Organismus das Kabel zerstört hatte, aber bei der Untersuchung in Hanoi konnte man den Thäter nicht entdecken. Man schrieb an den Minister: „Es ist das erste Mal, daß etwas derart in Tonkin geschehen ist, bis heute haben die Termiten, die Bohrwürmer und Holzwürmer das Guttapercha unserer Kabel verschont und sogar die der umhüllten Drähte, welche für die Einrichtung der Postämter benutzt werden. Es scheint übrigens, daß die Beschaffenheit des Bodens, wo dieses Kabel gelegt war, es vor den auf dem Lande lebenden Insekten hätte bewahren müssen. Der Boden der Stadt Hai-phong liegt nur sehr wenig über der Meeressfläche, ist flumpig, stets feucht und etwas salzig; er würde danach eher den kleinen Thieren des Meerwassers zulagen.“ Der Minister überwies darauf ein Stück dieses Kabels dem entomologischen Laboratorium des Natur-



wissenschaftlichen Museums in Paris, wo es von Bouvier untersucht wurde. Dieser fand im Innere des Kabeles zwei Systeme von Galerien, die von den beiden Enden nach der Mitte des Stückes zu liefen, ohne sich jedoch zu begegnen. Diese Gänge richteten sich alle von der Peripherie nach dem Centrum hin; sie liefen das Bleirohr und die Kupferdrähte unberührt, durchbohrten dagegen die Baumwollen- und Hanfhülle, gingen in die Schnüre hinein und setzten sich dann in diesen und in der Guttapercha fort, bis sie den Kupferfaden bloßlegten und dort in einer Sackgasse endigten. Die Galerien hatten zwei bis drei Millimeter Durchmesser und waren zum Theil mit einem lockeren Material angefüllt, das höchstwahrscheinlich thierische Exkremente darstellte. Bouvier untersuchte diese Reste mit der Lupe und dem Mikroskop; an dem einen Ende des Kabeles konnte er nichts Besonderes finden, an dem andern Ende dagegen fand er in einer der beiden fast parallelen Galerien einen sehr verstimmelten Insektenkopf, und in der zweiten einen Kopf, der noch die Riefer und die andern Mundanhänge aufwies. Die genaue Untersuchung dieser beiden Köpfe ergab, daß sie Termiten angehörten. Zweifellos waren sie gleichzeitig die Reste der Zerstörer des Kabeles. Bouvier, der über seine Untersuchung an die Akademie der Wissenschaften berichtete, sprach die Meinung aus, daß die weißen Ameisen schwerlich das Blei zu durchbohren und so in das Innere des Kabeles zu bringen vermöchten; er ist vielmehr zu demselben Glauben geneigt wie der Postdirektor von Tonkin, daß die Insekten durch eines der offenen Enden des Rohrs oder durch ein zufällig vorhandenes Loch in dasselbe hineingelangt seien.

In einer Berliner Kutscherkneipe unterhielten sich verschiedene Kutscher über die Trinkgelder, welche sie schon erhalten hätten. Einige rousten Wunderdinge zu erzählen von den ungeheuren Summen, die ihnen dediziert worden seien. Nur ein einziger der Tafelrunde blieb still und stumm. Endlich gestand er auf Befragen, während seines ganzen Kutscherdaseins noch von keinem seiner Passagiere einen Obolus erhalten zu haben. Allgemeine Sensation. Endlich brach einer das Stillschweigen und sagte: „Bruder, wenn det wahr is un Du et beweisen lannst, zahl ich de ganze Beche von Dir.“ Ja, et is wahr,“ betheuerte der Kutscher-Proletarier, und als ein Anderer ihn fragte: „Wat fährst Du denn?“ antwortete er wehmuthsvoll: „Ien frienen Wagen.“ (Mit „grüner Wagen“ bezeichnet der Volksmund die Gefangenenuagen.)

Die „**Burzelbaum-Kur**“. Eine jetzt zu Chicago ansässige Schwedin hat die „Burzelbaum-Kur“ für Damen eingeführt, die ihr zu festes Fleisch vermindern wollen. „Manchmal“, sagt die Erfinderin, „bedarf es eines großen Aufwandes an Logik und Geduld, um eine starke Frau dazu zu bewegen, einen Burzelbaum zu schlagen. (Sehr wahr!) So ist denn das Anfangsstadium ein recht schwieriges. Im fünf- und vierzigsten Jahre erscheint freilich die Bethätigung als ein bedenkliches Unternehmen. Hat man es aber erst los, so ist man mit fähig noch nicht zu alt, um den Sport, dem man behäglich in dem mit Teppichen bedeckten Zimmer huldigen kann, zu würdigen, und der Erfolg für den Leibesumfang ist einfach phänomenal. Einer starken Frau ist nichts Besseres zu empfehlen.“ Das ist ein hübscher Witz und zugleich eine gute Satyre auf die vielen sonderbaren „Kuren“, die heutigen Tages empfohlen werden.

Um eines Kusses willen. Einen traurigen Abschluß fand ein Gesellschaftsabend, den in West Palm Beach, Florida, das Ehepaar Cragin gab und zu dem alle jugendlichen Bekannten der Nachbarschaft eingeladen worden waren. In dem prächtig erleuchteten Garten beauftragte man sich unter Anderem auch mit Pfänderspielen, und unter den Mädchen, die an junge Männer Küsse verloren, befand sich Julia Moore, ein hübsches, sechzehnjähriges Mädchen. Sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, dem jungen Mann, an den sie einen Kuss verloren hatte, einen Koffen zu spielen, und lief lachend in das dicke Gebüsch, das sich in der Nähe des Spielplatzes befand. Der junge Mann verfolgte sie, doch war er kaum weit gekommen, als Julia Moore, die ziemlich tief in's Gebüsch gedrungen war, ein Mark und Bein durchdringendes Geschrei ertönen ließ. Als der junge Mann bis zu ihr vorgedrungen war, bot sich ihm ein schrecklicher Anblick: Ein Panther hatte sich auf das Mädchen gestürzt und es zu Boden gerissen, wo er die Unglückliche zerfleischt. Das Angstgeschrei war auch von der übrigen Gesellschaft gehört worden, die nun schnell herbei kam, worauf die Bestie unter wildem Brüllen verschwand. Julia Moore war an Brust und Schuttern entsetzlich zugerichtet. Der rechte Arm war gebrochen und in der rechten Hüfte hatte sie eine tiefe Wunde. Sie starb an den erlittenen Verletzungen.

Der beste Ausweg. Eine Araberin hatte die Abwesenheit ihres Gatten, der eine kleine — einjährige — Gefangenstrafe abzumachen hatte, benutzt, um sich mit einem zweiten Manne zu verheirathen. Bei seiner Rückkehr aus dem — Staatsdienste fand der erste Gatte, der sich dieses Wiedersehen ganz anders und — viel schöner ausgemalt hatte, seine theure Gattin in den Armen eines Anderen, der dieselben

Nachte an ihr zu haben behauptete, als er selber. Selbstverständlich konnte eine — furchtbare Prügelei den schwierigen Fall nicht zu allgemeiner Zufriedenheit entscheiden. Man ging zum Kadi, der sich in einiger Verlegenheit befand und sich hinter den Ohren kratzte; denn beide Ehen waren rechtsgültig geschlossen, und er überlegte, wem er die Frau zusprechen sollte. Da kam ihm diese mit einem erlösenden Einfall zur Hilfe, der zur Zufriedenheit sämmtlicher drei Parteien führen mußte; sie erklärte, mit Vergnügen freiwillig auf ihre — beiden Gatten verzichten zu wollen.

Wie sich die Zeiten ändern. Jetzt, da in Paris das Russenfeber seinen Höhepunkt erreicht und alle Straßen der ville lumiere von dem herrlichen Liede von Marianne und dem schönen Nicolas widerhallen, sei an ein anderes Lied von einem anderen Nicolas erinnert, das zur Zeit des Krimkrieges in Paris in Aller Mund war. Es lautete:

Voilà cet emp'reur Nicolas
nous déclare la guerre,
il nous dit, qu'il faut parler bas
ah! ce malin compère!
Et puis ces cosaques du Don
la faridondaine, la faridondon
viendront manger notre rôti, biribi
à la façon de barbarie, mon ami.

Auf deutsch etwa so:

Das ist der Kaiser Nikolas,
Dünkt unier Herrscher sich.
Der arme Wicht erüthnt sich baß,
Zu drohen uns mit Krte.
Denk' ich, die Kosaken kommen —
Tralali, Tralalar!
Ach dann wird mir ganz beklommen —
Die fressen uns à la Tatar!

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Von einer seltenen Fülle und Reichhaltigkeit sowohl in Bezug auf die Illustrationen wie den Text ist das Oktober-Heft von **Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften**, mit welchem der einundvierzigste Jahrgang eröffnet wird, und das sich zugleich in einem neuen, stattlichen Gewande, einer Umschlagzeichnung von Professor Emil Doepler d. J., repräsentirt. Nicht weniger als drei unterer gelehrtesten Erzähler haben ihre neuesten Werke beigezeichnet: Paul Heggie bietet in „Das Steinchen im Schuh“ eine fein abgetönte novellistische Charakterstudie, während uns Sophie Jungbans in ihrer Erzählung „Lore Zan“ die seltsam bewegten Lebensschickale eines jungen Mädchens vorführt. Man darf auf Fortführung und Lösung der dramatisch wirksamen Handlung gespannt sein. Wilhelm Jensen führt uns mit seinem Roman „Lud und Lee“ nach der ihm wohlvertrauten norddeutschen Küste. Neben prächtigen Naturanschaulderungen seßelt die fast romantisch anmuthende Liebesgeschichte. Unter den lustiggeschichtlichen Essays nennen wir in erster Linie Oskar Bies „Michelangelo.“ Die dem vorliegenden Heft beigegebenen zwölf Illustrationen, Reproduktionen der bedeutendsten Werke des großen Florentiners, sind von wahrhaft künstlerischer Vollendung. Das Gleiche gilt von den acht Abbildungen, welche der Abhandlung Cornelius Gurlitts über die „Anfänge der englischen Landschaftsmalerei“ beigegeben sind. Die Betrachtung von Max Haushofer, dem berühmten Münchener Sozialhistoriker und Dichter: „Die Unzufriedenheit der Kulturwelt als Charakterzug des Zeitgeistes“, verdient gerade jetzt in weitesten Kreisen beachtet zu werden. Ebenio seßelnd ist Hans Blums Aufsatz „Die Präsidenten des deutschen Reichstags“; der vorliegende Abschnitt ist dem Leben und der Wirksamkeit Eduard Simons gewidmet. Freunde der Völker- und Sittengeschichte seien verwiesen auf die reich illustrierte Reisebeschreibung von W. Schmiedes „Ein Besuch auf Sumatras Westküste.“ Friedrich Koldewey giebt uns eine Biographie von „J. S. Campe“, dem bekannnten deutschen Bearbeiter des Robinson, und nimmt dabei Gelegenheit, manche Vorurtheile über diese für das vorige Jahrhundert charakteristische Erscheinung kritisch zu beseitigen. Den Schluß bilden wie überrhentliche „Literarische Notizen“. Jedenfalls zeigt auch das neueste Heft der „Westermannschen Monatshefte“, daß sie in der Reihe unserer illustrierten Zeitschriften noch immer durch Bornehmtheit und Gediegenheit ihres Inhalts den ersten Rang einnehmen.

— Die amtliche Ausgabe der Ausführungsanweisung vom 27. August 1896 zum Geleg, betreffend die Besteuerung des **Gewerbetriebs im Umherziehen** ist mit dem abgeänderten Geleg vom 3. Juli 1876 in H. v. Decker's Verlag, G. Schenk in Berlin (für 60 Bfg.) erschienen.